

Werner Jung

Nicolas Born: *Sonntag*

Karin Kiwus: *Fragile*

Gernot Wolfgruber: *Neu im Büro*

Wenn man sich mit der Literatur der siebziger Jahre beschäftigt, stößt man zwangsläufig auf den Begriff der ‚Neuen Subjektivität‘, ersatzweise auch auf den der ‚Neuen Innerlichkeit‘. Gemeint ist damit eine ungenaue Gemengelage, die die verschiedensten Texte und Tendenzen in Lyrik und Prosa zusammenzufassen versucht. An negativen ebenso wie an positiven Fixpunkten läßt sich feststellen: Eine Kritik an der Studentenbewegung und an den sich im Anschluß daran formierenden neu-linken Parteien wird von den Vertretern der ‚Neuen Subjektivität‘ artikuliert, um dagegen ganz offensiv die Bedürfnisse des Einzelnen, die Begehrlichkeiten des Subjekts, einzuklagen. Gleich ob in Prosatexten, von der Kurzgeschichte über die Erzählung bis zum Roman, oder in Gedichten, all diese Texte, denen man nur zu bald schon die weiteren Etiketten ‚Gebrauchstexte‘ und ‚Alltagsliteratur‘ verpaßt hat, treten mit dem Gestus der Authentizität auf, verschriftlichen oft genug nur wenig verschlüsselt biographische Ereignisse aus den Lebensläufen ihrer Verfasser und enthalten damit auch hohe Identifikationsangebote für den Leser. Selten wurden auch höhere Auflagenziffern bei Lyrikbänden erzielt als im Verlauf der siebziger Jahre.

Nach dem kurzen ‚heißen Sommer‘ der Bewegung und Gärung – auch und nicht zuletzt im Blick auf die Literatur und auf literarische Programmatiken (Stichworte: ‚operative Formen der Literatur‘, ‚Agitprop‘, ‚investigativer Journalismus‘, ‚dokumentarisches Theater‘, ‚politische Lyrik‘) – macht sich ein neuer ‚Erfahrungshunger‘ (Michael Rutschky)¹ breit, greift die jüngere Generation wieder zu Literaturformen und ästhetischen Programmen zurück, die ihr wenn nicht das verlorene Utopia wiederbringen, so doch die auf den mühseligen Holzwegen dahin eingeführten Verlustkonten schmerzlich vor Augen führen. In diesem Sinne muß man davon sprechen, daß die Texte der ‚Neuen Subjektivität‘ apolitisch sind: Sie kritisieren die traditionellen wie traditionell-linken Politikentwürfe und benennen die Defizite an Leib und Seele, die eine auf die sogenannten oder auch objektiven Verhältnisse – und sei es auf deren Veränderung – eingeschworene ‚kalte‘ Politik verursacht hat. Ralf Schnell hat recht, wenn er die ‚Neue Subjektivität‘ so bilanziert: Keine Kapitulation vor den Verhältnissen, sondern eine ‚Rückgewinnung jener Dimensionen von Literatur‘ bedeute sie, ‚die man während der Revolte ohne Not preisgegeben hatte, nämlich ihre reflexiven, ihre imaginativen und entgrenzenden Potenzen.‘²

¹ Michael Rutschky: *Erfahrungshunger. Essay über die siebziger Jahre*, Köln 1980.

² Ralf Schnell: *Die Literatur der Bundesrepublik. Autoren, Geschichte, Literaturbetrieb*, Stuttgart 1986, S. 288.

Die ‚Neue Subjektivität‘ – auch wenn es gewiß nicht den ‚foundation text‘ gibt oder das literarische Paradigma – knüpft in wesentlichen Punkten an ein literarisches Programm an, das der Kölner Schriftsteller und damalige Lektor des Kiepenheuer & Witsch-Verlags Dieter Wellershoff ab 1964 in einer Vielzahl essayistisch-theoretischer Äußerungen und Abhandlungen unter dem Stichwort eines ‚Neuen Realismus‘ propagiert hat: es geht Wellershoff unter Rückbezug auf Tendenzen des ‚Nouveau Roman‘ und anderer Traditionen der klassischen Moderne darum, die Literatur an die konkrete Alltäglichkeit zurückzubinden, ihr die detaillierte Sicht sinnlich konkreter Erfahrungsausschnitte – nicht mehr einer ohnehin obsoleten gesellschaftlichen Totalität, sondern vielmehr eines Teilbereichs, eines Details – abzufordern.³ Also eine Art von mehr oder minder nüchterner Beschreibungsliteratur. Und Wellershoff gelingt es, in seiner Doppelleienschaft als Schriftsteller-Theoretiker und Lektor etliche jüngere Autoren im Verlag zu versammeln, die entsprechend seiner Vorgaben ihre literarischen Debüts geben bzw. weiterschreiben: Günter Herburger, Renate Rasp, Günter Seuren, Rolf Dieter Brinkmann und Nicolas Born. Allesamt Autoren, die seit den siebziger Jahren dann unter dem Sigel der ‚Neuen Subjektivität‘ gefaßt werden.

Sie schreiben Lyrik und Prosa und arbeiten sich nicht zuletzt an der literarischen Gestaltung eines Gesellschaftszustands ab, den man mit M. v. Trotta als „bleierne Zeit“, als krisenhafte Stagnation bezeichnen mag, in der es ökonomisch und materiell irgendwie voran, aber nicht weiter geht. Wellershoff selbst legt 1966 den Roman „Ein schöner Tag“ vor, der anhand einer Familiengeschichte (Vater-Tochter-Sohn) die Verstörtheiten im Wirtschaftswunderland BRD offenlegt; Brinkmann schreibt kurze Zeit später den Roman „Keiner weiß mehr“, der auf dem Höhepunkt der Studentenbewegung ein Leben unter jungen Leuten abseits dieser Aufgeregtheiten, wenn auch ein nicht minder problematisches, ja geradezu hochneurotisches Leben beschreibt. Und Nicolas Born schließlich legt Mitte der siebziger Jahre einen Abgesang auf die Zeit der Bewegungen vor, schreibt biographische Stationen eines „abgebrannten Lebensprofis“ auf, der – in der Mitte seines Lebens angekommen – bereits alles hinter sich hat und antriebsgehemmt, beziehungsgestreßt und bindungsunwillig durch die Großstadt driftet.⁴ Ähnlich gelagerte Texte umkreisen in Erzählungen und Romanen identische Erfahrungen: die Kritik an der Studentenbewegung, deren Aktionismus und Politrabulismus ganz entscheidende existentielle Dimensionen einfach vernachlässigt hat, paart sich mit Beschreibungen psychischer Befindlichkeiten, die um Gefühlskälte und -nöte kreisen. Kein Wunder ist es auch, daß Krankheiten – wirkliche oder psychosomatische – oft im Vordergrund

³ Zentrale Texte finden sich in den Sammelbänden Wellershoffscher Essays: *Literatur und Veränderung*, Köln 1969; *Literatur und Lustprinzip*, Köln 1973. Wiederabgedruckt sind diese Essays zum Teil in D. W.: *Wahrnehmung und Phantasie. Essays zur Literatur*, Köln 1987. – Zu Wellershoffs theoretischem Programm vgl. auch die vorzügliche Arbeit von Ulrich Tschierske: *Das Glück, der Tod und der „Augenblick“*, Tübingen 1990.

⁴ Vgl. dazu insgesamt meinen Essay *Von der langen Kälte vor und nach dem heißen Sommer*, in: Werner Jung: *Schauerhaft Banales. Über Literatur und Alltag*, Opladen 1994, S. 194-203.

dieser Texte rangieren (Fritz Zorns „Mars“ von 1976, Karin Strucks „Klassenliebe“ von 1973 oder auch noch – mit gewissen Einschränkungen – Bernward Vespers 1977 publizierter Romanessay „Die Reise“).

Um typische Produkte aus jenen Jahren handelt es sich bei den Gedichten von Born oder Kiwus. Beide Texte folgen dem Ratschlag des Lyrikerkollegen Günter Herburger, der im Blick auf die neue Lyrik davon geredet hat, daß hierin keine Metaphern verwendet werden sollen, damit die Alltagssprache allererst zur Geltung kommen kann: wer Metaphern anfasse, so Herburger, verbrenne sich die Finger; er, Herburger, wünsche sich jedenfalls Gedichte wie „vollgestopfte Schubladen, die klemmen.“⁵ Mit nicht ganz so langen Zeilen, wiewohl gerade sie typisch sind für viele der jüngeren Lyriker (Brinkmanns „Westwärts 1 & 2“ von 1975), aber doch im Hintergrund ebenso die Ansicht vom kommunikativen Aspekt der Lyrik vertretend, ihrem – mit dem späten Brecht zu sprechen – ‚Gebrauchswertcharakter‘, schreiben Born und Kiwus ihre Gedichte. Hier spricht, wie sollte es anders sein, das Ich sich aus – gemäß der Hegelschen Bestimmung von Lyrik. Und es redet schonungslos von sich als einer beschädigten Persönlichkeit, antriebsschwach und gehemmt, gleichwohl ist es ein genauer Beobachter, ein scharf die Umwelt betrachtendes und beschreibendes Ich. Die Stimmung und Atmosphäre, in die die Welt getaucht scheint, hat Born in einem anderen Gedicht, „Bahnhof Lüneburg...“, mit Müdigkeit und Schwere bezeichnet: Von einer „unausgeschlafenen Autolandschaft“ und einem in den Bahnhof einfahrenden Zug, dessen Material „erschöpft“ ist, ist da ebenso die Rede wie von einem verlassenen und müden Ich, von einem „krank und verwohnt“ vorbeiziehenden Schnellzug.⁶ „Die Umgebung ist gleichsam nur das nach außen getretene Spiegelbild des Innen, dessen Befindlichkeit – das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit – in den Dingen selbst wiederkehrt.“⁷

Thematisch eng verwandt damit ist das Gedicht „Sonntag“, das die Situation einer Gruppe junger Leute evoziert: der Sonntag ist eigentlich der Feiertag, die Unterbrechung der Routine, die besondere Situation, aus der man eigentlich etwas machen könnte – könnte, wenn man schließlich nur wüßte, was und wie. Aber die Gruppe verdöst nur ihre freie Zeit, eine Freizeit, die totgeschlagen wird – mußmaßlich unter Einfluß von Drogen oder Alkohol („Bläuliches/das sich still auf die Köpfe legt“), „hier und da fällt einer zusehends ab.“ Zeit verrinnt, geht bloß vorüber, ohne genutzt zu werden; die große Utopie oder Hoffnung ist dahin, ein zielloses Voran, Warten auf die nächste Woche, in der natürlich wieder nichts passiert: „Tun und Stillsitzen“ als „Beweis für etwas anderes“ – für etwas, das nicht gefaßt, nicht benannt und also auch nicht anvisiert werden kann. Statt

⁵ Vgl. Günter Herburger: *Dogmatisches über Gedichte* (1967), in: *Was alles hat Platz in einem Gedicht?*, hgg. v. Hans Bender u. Michael Krüger, München 1977, S. 76.

⁶ Vgl. Nicolas Born: *Bahnhof Lüneburg*, 30. April 1976, in: Ders.: *Gedichte 1976-1978*, Reinbek bei Hamburg 1983. S. 212f.

⁷ Werner Jung: *Vom Alltag, der Neuen Subjektivität und der Politisierung des Privaten. Anmerkungen zur Lyrik der 70'er Jahre*, in: *Deutsche Lyrik nach 1945*, hgg. v. Dieter Breuer, Frankfurt/M. 1988, S. 265.

dessen nur die perennierende Stagnation im Alltag oder ein „Stocken im Alltag“, wie es ein anderer Vertreter der ‚Neuen Subjektivität‘, Hugo Dittberner, einmal prononciert ausgedrückt hat.

Karin Kiwus spitzt dieselben Erfahrungen im Blick auf die zerfahrene Situation von ‚Beziehungskisten‘ zu. Ihre Gedichte aus jenen Jahren sind Liebes- und Haßgedichte, die den Liebeswahn zum Thema haben und – oft genug – die Beziehungsunfähigkeiten von Mann und Frau, in der Regel: Genossin und Genosse, also ‚Kampfgefährten‘, wie es auch bei der Lyrikerin Ulla Hahn heißt („Ihr Kampfgefährten all/ Ihr könnt mich mal“)⁸, verdeutlichen. Eigentlich ist alles nur Rede und Geschwätz zwischen Mann und Frau, während die authentischen Gefühle außen vor, d. h.: innen und damit verschlossen bleiben. Man hat sich voreinander zurückgezogen, traut sich nicht mehr, bleibt rundum skeptisch, weil die Blessuren, die man sich zugezogen hat, nur noch verstärkt werden könnten. Im Gedicht „Fragile“ ist es das Bild der „scheppernden Scherben“ – der Scherbenhaufen der Gefühle –, der auf die Gefühlsdefizite hinweist. Ein anderes Gedicht, „Lösung“, aus dem Gedichtband „Angenommen später“ von 1979, bietet hierzu die Antwort an: Das Paradies ist auf ewig versperrt, in Tagträumen phantasiert das lyrische Ich zwar noch, im Alltag hat es sich aber längst eingerichtet und auf Utopien zu verzichten gelernt. „Im Traum / nicht einmal mehr / suche ich / mein verlorenes Paradies / bei dir // ich erfinde es / besser allein / für mich // In Wirklichkeit / will ich / einfach nur leben / mit dir so gut / es geht.“⁹

Alltag, Stagnation, wenn man so will, Entfremdung – das sind die prägenden Erfahrungen, die sich in der Lyrik, aber auch in vielen Prosatexten der Zeit zeigen. Zu den mit beachtlichen Erfolgen als Prosaautor debütierenden Schriftstellern zählt der Österreicher Gernot Wolfgruber, der in rascher Folge zwischen 1975 und 1981 vier Romane vorgelegt hat, die das Schicksal kleinbürgerlich-proletarischer Helden erzählen: Von den Drangsalierungen in Elternhaus und Schule, dem Stigma des Proletarierdaseins, berichten diese Entwicklungs- und Desillusionierungsromane gerade so wie von den Hoffnungen und Enttäuschungen, die mit dem sozialen Aufstieg verbunden sind. Über allem thront gewaltig die Alltagserfahrung, die in die Lebensläufe der verschiedenen Protagonisten hineinkopiert wird und einen besonderen Erfahrungsbereich diesseits der großen, äußeren, politischen Geschichte konstituiert, als einen existenziellen Raum, in dem die eigentlich wesentlichen Dinge geschehen – oder eben auch nicht geschehen.

Das verbindet die Wolfgruberschen Texte mit einer ganzen Reihe anderer Romane und Erzählungen deutscher, österreichischer und schweizerischer Autoren, die, wie etwa Wilhelm Genazino, Silvio Blatter oder Franz Innerhofer, vor allem Arbeitserfahrungen in den siebziger Jahren zum Gegenstand ihres Schreibens wählen. Was diese Texte, die beileibe kein literarisches Neuland betreten (auch nicht betreten wollen), sondern im Grunde genommen auf ältere Muster der ‚Neuen Sachlichkeit‘, auf die Romane eines Hans Fallada etwa, zurückgreifen, von der Literatur der sech-

⁸ Vgl. Ulla Hahn: *Ihr Kampfgenossen all*, in: Dies.: *Herz über Kopf*, Stuttgart 1981, S. 69.

ziger Jahre gravierend unterscheidet, das sind die narrativen Strukturen, das ist der Verzicht auf Deutungen und Erklärungen. Es ist daher auch mit gutem Grund von der „Wiederkehr des Erzählers“¹⁰ gesprochen worden. Das braucht die soziologischen bzw. sozialpsychologischen Miniaturen, die in Wolfgrubers Romane eingelassen sind, nicht auszuschließen, wie sie z. B. auch in dem Textauszug vorliegen, der den unterschiedlichen Habitus von Arbeitern und Angestellten kennzeichnen möchte. Insgesamt gesehen aber handelt es sich bei diesen Texten um Romane, die die Schicksale kleiner Leute, die auf der „erdabgewandten Seite der Geschichte“ (so der Titel von Nicolas Borns erstem Roman) leben, vorführen.

Im Roman „Niemandland“, woraus der kurze Ausschnitt „Neu im Büro“ stammt, geht es um die Anpassungsschwierigkeiten des ehemaligen Arbeiters Georg Klein in der für ihn neuen Welt der Angestellten, um den beschwerlichen Aufstieg, die Kämpfe um soziale Anerkennung, dann auch um Stagnation und die Mühen in den Ebenen der Alltäglichkeit – wie gehabt. Deutlich gemacht wird der schleichende Prozeß einer Entfremdung, wie sie aus einer Situation des Überflusses und der Satttheit resultiert: „Vieles war selbstverständlich geworden. Aus den Improvisationen, sich in diesem neuen Leben, diesem neuen Daheim einzurichten, war langsam etwas Alltägliches entstanden. Die Dinge hatten ihren Platz bekommen. Und die Zeit ihre Einteilung. Gewohnheiten hatten sich gebildet. Sich plötzlich nicht mehr in den Sessel zu setzen, den er sich als seinen Sessel angewöhnt hatte, war bereits so etwas wie ein Aus-dem-Schritt-Kommen. Wenn ihm dann auffiel, was er da schon als eine Änderung ansah, hatte er immer das Gefühl, in der vollkommensten Ereignislosigkeit zu leben, ein Gefühl der eigenen Lächerlichkeit: Lachen würde er doch über einen, meinte er, von dem ihm so eine Sesselgeschichte berichtet werden würde.“¹¹ Österreich - Deutschland - die Schweiz, irgendwann in den siebziger Jahren: Immer noch geht es trotz mäßiger Wirtschaftskrisen aufwärts, aber nicht voran, wobei die Subjekte als vereinzelte Einzelne zurück oder schließlich gänzlich auf der Strecke bleiben.

Stand: 15.7.2000

Werner Jung lehrt als Privatdozent an der Universität Duisburg.

⁹ Karin Kiwus: *Lösung*, in: Dies.: *Angenommen später*. Frankfurt/M. 1979. S. 74.

¹⁰ Volker Hage: *Die Wiederkehr des Erzählers. Neue deutsche Literatur der siebziger Jahre*, Frankfurt, Berlin, Wien 1982.

¹¹ Gernot Wolfgruber: *Niemandland. Roman*, München 1980, S. 313.